

Allgemeine Wochen-Beilage



Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

66. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstiche 6 Thlr.
mit Stahlstichen 8 Thlr.

Bei Sturm und Nacht.

Novelle

von

August Schrader.

(Schluß.)

„Fräulein Claudia selbst bedient den Gast?“

„Vater, wann kann ich Dich sprechen?“

„Diesen Nachmittag drei Uhr triffst Du mich hier! Bis dahin habe ich wichtige Geschäfte zu besorgen. Auf Wiedersehen!“

Hans Freiberg stieg die Treppe hinan, nachdem er einen vielsagenden Blick auf Claudia geworfen. Man hörte seine schweren Schritte noch, als er über den Corridor des ersten Stocks ging.

„Beruhigen Sie sich, Claudia; mein Vater poltert, aber er ist gut. Ich kenne seine schwachen und seine starken Seiten. Kommt der Graf, so verfahren Sie wie verabredet.“

„Unternehmen Sie nicht zu viel, Ludwig?“

Sie hatte zum ersten Male seinen Vornamen genannt.

„Kann ich zu viel wagen, um mir ein Glück zu erringen, ohne das ich der beklagenswertheste Mensch wäre?“

Claudia sah ihn an als ob sie sagte: „wir wollen uns lieben, und müßten wir untergehen.“ Ludwig antwortete auch durch einen Blick, der unzweideutig

sagte: „wir werden uns lieben, und nicht untergehen.“ Dann küßte er ihr die Hand und verließ das Haus.

„Er ist brav und treu, dachte Claudia; ihm darf ich vertrauen!“

Nun sah sie in dem Gastzimmer nach. Der Einnehmer saß auf dem Sopha; er hielt die Meerschampeife in der Hand und ... schlief. Die Stunde war gekommen, in welcher er, seiner Gewohnheit gemäß, der Natur den täglichen Tribut zollte. Und er schlief ruhig, denn noch kannte er den Verlust nicht, der ihn betroffen. Gottlieb war ausgeschied; er überbrachte dem Grafen von Haller die Einladung zum Abendessen. Aus diesem Grunde hatte Claudia die Beaufsichtigung des Hauses übernommen.

Martin Starke saß zusammengekauert in dem großen ameritanischen Lehnstuhle, als der Oberförster, der sich diesmal nicht hatte anmelden lassen, eintrat.

Der Rentier mußte wirklich krank sein, er zitterte vor Frost, trotzdem das Zimmer sehr warm war. Seine Füße staken in einem gestickten Fußsacke. Eine Pelzmütze hüllte den kleinen Kopf ein. Man sah nur die Nasenspitze und das Kinn des reichen Mannes, der in seiner Pelzkleidung einem Grönländer glich. Auf den Gruß des Oberförsters dankte er durch ein jämmerliches Nschzen.

„Starke, haben Sie überlegt? Können oder wollen Sie mir zu morgen dreitausend Thaler schaffen?“

„Das Geld ist rar! Mein Gott, wie man von allen Seiten gequält wird! Der Amtsrath, der Röhthorn gepachtet, hat den Rest noch nicht gezahlt. Sie

wissen, Freund, daß ich gern gefällig bin; ich habe es Ihnen ja schon oft bewiesen . . . Sie befinden sich nicht selten in Geldverlegenheit . . . nun sind Sie pensionirt, es fehlt Ihnen der volle Gehalt . . . vergessen Sie denn, daß ich noch einen Wechsel von Ihnen besitze? Ganz recht, das fällt mir eben ein! Und ich selbst bin in Verlegenheit . . . muß meine Enkelin ausstatten; sie heirathet den Grafen von Haller. Ich übergebe meinem Schwiegersohne das Gut und bedinge mir eine Rente aus. Sprechen Sie doch mit dem Grafen, er besucht gegen Abend seine Braut.“

„Hat der Graf einen Sohn? Soviel ich weiß, ist er nie verheirathet gewesen.“

Martin hustete. Dann sagte er verlegen:

„Der Graf ist nicht mehr jung, aber rüstig und von stattlichem Aeußern. Er wird meine Enkelin noch glücklich machen.“

„Der Graf, der in meinem Alter stehen muß?“ rief Freiberg erstaunt.

„Claudia wird Gräfin, und das ist schon etwas. Lernen Sie ihn kennen, Freund, und Sie werden ihn schätzen müssen.“

„Gut, ich werde mit dem Herrn Grafen sprechen, denn ich muß Geld schaffen.“

Der Oberförster warf seinen Pelzrock ab, zündete seine Pfeife an und ging ruhig durch das Zimmer.

„Den Patron werde ich nun nicht mehr aus den Augen lassen!“ dachte er.

„Wäre der gräßliche Mensch fort!“ dachte Starke. „Ach, und unten sitzt Andreas Grundner, der eine Vollmacht bringt . . . Gestern war der Jahrestag . . . müssen diese Beiden kommen! Ist es doch, als ob ich nie Ruhe finden soll! Der Graf mag mir helfen, er wird ja mein Schwiegersohn!“

„Starke!“ rief der Oberförster.

Der Angeredete fuhr zusammen.

„Sprechen Sie doch nicht so laut. Meine Nerven sind sehr reizbar.“

„Da fällt mir ein, daß heute für mich ein merkwürdiger Tag ist.“

„So, wie so denn?“

„Heute vor achtunddreißig Jahren ward ich mit meiner ersten Frau getraut.“

„Mit der überspannten Prinzessin Friederike?“

„In der Dorfkirche zu Rötzeborn, ganz still, ohne Zeugen.“

„Es glaubt kein Mensch daran. Ich erinnere mich, daß früher davon gesprochen wurde. Der Pfarrer, der getraut haben soll, war todt, und in dem Kir-

chenbuche stand Nichts. Hätten Sie sich doch einen Trauschein geben lassen. Die arme Prinzessin hat sich in den Weiher der Wasserburg gestürzt, nachdem sie ihre Tochter spurlos hat verschwinden lassen. Freiberg, das war ein sehr leichtsinniger Streich von Ihnen! Nun, ich erlaube mir kein Urtheil, da ich die Geschichte zu wenig kenne. Ich weiß nur, daß ich als Administrator der Frau Prinzessin viel Geld verloren habe. Schweigen wir davon, die Erinnerung ist unangenehm.“

„Ha, Freund, wenn nun ein Mann käme, der eine Vollmacht Friederikes und den Trauschein brächte . . .“

„Was für ein Mann?“ fragte Starke zischend. Vollmacht, Trauschein . . . Sie faheln!“

„Wo ist der Veteran, der gestern vor mir angekommen?“

Der Rentier sank kreischend zusammen. Freiberg zog die Glocke, daß fast die Schnur zerriß. Gottlieb trat erschreckt ein. Ihm folgte Andreas Grundner, bestürzt, außer Athem.

„Mein Herr, mein armer Herr!“ rief der Diener.

„Ich bin bestohlen!“ rief der Einnehmer. „Martin, so kannst Du an mir handeln?“

„Was ist Ihnen gestohlen?“ donnerte Freiberg, der vor Erregung am ganzen Körper bebte.

„Papiere, wichtige Papiere!“

„Sie sind also der Bevollmächtigte der armen Frau, die in einem Weghause gestorben ist?“

„In meinem Hause, in den Armen meiner Frau ist die Dame gestorben.“

„Ich begreife Alles. Dort liegt der Dieb! Wehe Dir, Glender, wenn Du die Papiere vernichtet hast! Ich zerschmettere Dir den Schädel!“

Der Oberförster wollte den Hirschfänger ziehen; Gottlieb und der Einnehmer fielen ihm in den Arm. Und wahrlich, sie verhinderten eine schreckliche That, denn der jähzornige Greis würde die Drohung ausgeführt haben, wenn die beiden Männer die Waffe ihm nicht entrißen hätten. Der Rentier bot einen erschrecklichen Anblick. Er war zu Boden gesunken und starrte mit verglasten Augen den Oberförster an.

„Ich habe die Papiere nicht!“ wimmerte er. „So wahr mir Gott helfe!“

Er brach böllig zusammen; man mußte ihn zu Bett bringen. Andreas Grundner erzählte kurz, was in der verflossenen Nacht geschehen, er verschwieg auch nicht, daß Starke ihm Geld geboten. Der Oberförster tobte durch das Zimmer und bestürmte den Kranken mit Fragen und Drohungen. Martin Starke aber blieb stumm, er lag regungslos wie im Starrkrampfe.

Man durchsuchte das Gastzimmer, natürlich erfolglos. Freiberg ging weiter; er zertrümmerte mit dem Hirschfänger die Möbel und durchsuchte jedes Fach. Dann sank er erschöpft auf einen Stuhl.

„Ich bin ein Thor!“ murmelte er. „Wozu sollte er die Papiere aufbewahren?“

„Er ist der Dieb!“ versicherte Andreas. „Er hat gewußt, daß ich die Papiere besitze. O, wie bereue ich meine Unvorsichtigkeit!“

Der Oberförster inquirirte den alten Gottlieb, der bei allen Heiligen schwor, daß er die Nacht ruhig in seinem Bette verbracht habe. Dann ließ er Claudia holen, die nicht gewagt hatte, das Zimmer zu betreten. Würdevoll wies sie den Verdacht zurück, den der Alte aussprach. Aber sie zitterte, als sie sich erinnerte, daß sie den Großvater auf der Treppe gesehen hatte. Sie fragte den Kranken, dessen kalte Hände sie ergriff. Martin wiederholte mit Anstrengung seinen Schwur. Da öffnete Gottlieb die Thür; Ludwig Freiberg trat ein. Claudia schilderte ihm weinend die Zustände.

„Hier ist das Taschenbuch!“ rief der Offizier. „Meiner Liebe zu Claudia habe ich es zu danken, daß ich die wichtigen Papiere dem Verderben entreißen konnte.“

Martin Starke winnerte um Hilfe. Er mußte Visionen haben, denn mit zitternden Händen deutete er nach einem Winkel des Zimmers.

„Dort steht das Bett wieder!“ stammelte er. „Die bleiche Frau starrt mich mit gebrochenen Augen an . . . Prinzess, nicht ich allein bin der Schuldige . . . Gnade! Gnade! Der Graf hat die Limonade vergiftet!“

So hatte Claudia den Alten oft gehört, vorzüglich in den Herbstnächten, wenn Stürme das Haus umtobten und Regenschluthen die Fenster peitschten. Dann hatte er auch gebetet und fromme Stiftungen angelobt. Der Anblick eines weißen Bett's war ihm stets ein Schreckbild gewesen. Nur mit Widerstreben hatte die Enkelin, die sich der zartesten Fürsorge des Großvaters erfreute, diese sonderbaren Erscheinungen für die Wirkungen eines erwachten Gewissens gehalten.

„Bekenne, bekenne!“ rief der Oberförster. „Der Tod streckt die Hand nach Dir aus!“

„Der Graf ist Mitbesitzer des Gutes . . . der Frucht unsers gemeinschaftlichen Verbrechens . . . das so lange verborgen geblieben . . . Ich habe schwer gebüßt! Schleppt mich nicht vor das Tribunal . . . laßt mich hier sterben! Freiberg ist der rechtmäßige Eigentümer . . . wir haben Friederike's Document vernichtet.“

„Ein gräßliches Licht fällt in die Nacht!“ rief der Oberförster. „Um die Betrogene an der Wiedererlangung ihres Eigenthums zu hindern, hat man sie zu der Reise verlockt und vergiftet! Herr, mein Gott, kannst Du denn solche Frevel geschehen lassen?“

„Dort im Schranke liegt mein Testament!“ stöhnte Martin, der mit heftigen Schmerzen rang. „Verzeihung, Freiberg. Sie sind mein Erbe . . . sorgen Sie . . . für Claudia!“

Martin Starke sank zurück; er hatte seine Seele ausgehaucht. Der Arzt, den Gottlieb geholt, erklärte, daß der Rentier einem Gehirnschlage erlegen sei. Das vorgefundene Testament war am Morgen desselben Tages geschrieben; Martin Starke erklärte darin einfach, daß dem Oberförster Hans Freiberg das Gut Rötzeborn, alles Andere seiner Enkelin Claudia werden solle, wenn er, Martin, die Augen zum ewigen Schlafe geschlossen, nach dem er sich herzlich sehne. Der Graf Haller, schloß er, sei dadurch abzufinden, daß man ihn dem Staatsanwalte übergebe; der Mann sei stets sein Dämon und Henker gewesen.

Der Oberförster ließ eine Commission der Staatsanwaltschaft kommen, die ein langes Protokoll aufnahm. Ihr übergab er auch die Vollmacht und den Trauschein. Noch arbeitete die Behörde, als der Graf, ein stattlicher Greis, festlich geschmückt erschien. Er kam als hoffnungsfroher Bräutigam. Der Oberförster zog ihn an das Todtenbett.

„Dort liegt Dein Genosse!“ rief er. „Und nun bekenne dem irdischen Richter . . . Ich, der bürgerliche Mann, bin zu stolz, um einen gemeinen Verbrecher zum Zweikampfe zu fordern.“

Wir unternehmen es nicht, den Schrecken des edeln Herrn zu schildern. Statt der jungen reizenden Braut fand er die ernstesten Männer des Gerichts. Bleich und zitternd, keines Wortes mächtig, fügte er sich der Verhaftung, die der Staatsanwalt anordnete. Am nächsten Morgen fand man ihn todt im Gefängnisse; er hatte sich an seinem seidenen Shawle erhängt. Die Untersuchung fand nun einen raschen Abschluß, aber sie hat nicht ergeben, wer den Einnehmer Grundner aufgefordert, als Bevollmächtigter bei dem Rentier zu erscheinen. Auch Lady Marie war davon durch einen Brief in Kenntniß gesetzt, und diese hatte die Ankunft des Bevollmächtigten dem Oberförster mitgetheilt, der demgemäß im Hause Starke's auftrat. Beide Briefe, der an Grundner und der an die Dame, waren von einer Hand geschrieben.

Das Testament Martin Starke's hatte keine Gil-

tigkeit; wohl aber trat der Oberförster für seine Tochter auf und reclamirte das große Gut, das ihm, auf Grund des Trauscheines, auch zuerkannt ward, freilich nach einem kostspieligen Prozesse, da auch der Fiscus des Nachbarländchens Ansprüche erhob. Der Greis überlebte den Besitzantritt nur einige Wochen; ehe er verschied, sagte er seinem Sohne, der das Gut verwaltete: „Führe Claudia heim, Du schließest keine Mesalliance ab; sie ist unschuldig an dem Verbrechen ihres Großvaters und außerdem hat sie Dich in das Gastzimmer geführt, wo Du die Papiere fandest, die die Ehre meiner Friederike und das Vermögen Deiner Stieffchwester gerettet haben.“

Er segnete das Brautpaar und starb.

Lady Marie lebte still und einsam auf dem Gute, ihren Verwandten eine liebende Freundin, den Armen und Bedrängten eine sorgende Wohlthäterin. Dem Einnehmer Grundner, der seinen Posten niedergelegt, sicherte sie eine sorgenfreie Existenz. Ludwig wiederholte oft seiner jungen Frau: „Wir sind durch Sturm und Nacht glücklich geworden; es giebt doch eine Vorsehung!“

Kunst und Liebe.

Novelle

von

Sophie Verena.

Strophe:

Und was Du thust, und thatest Du's mit Schmerzen,
Vollbringst Du's nur in einer höh'ern Sendung.
Die Nacht, die mich verließ von Deinem Herzen,
Gab mir, dem Dichter, des Berufs Vollendung.
Sie löste ihn von seinen letzten Banden,
Sie nahm ihm Heimath, Ziel und Vaterland,
Sie nahm ihm Heimath, Ziel und Vaterland,
Hab' Schicksal, Dank, Du wurdest recht verhanden!
Nur frei und einsam reist der Dichter aus.

1.

„Sagt meiner Nichte, der gnädigen Comtesse, daß ich sie erwarte!“

„Zu Befehl, Erlaucht!“

„Und ist Alles im Ahnensaal bereit, brennen alle Kerzen auf den Kronleuchtern und Kandelabres?“

„Alles in Ordnung, wie Erlaucht befohlen.“

„Friedrich und Johann könnten noch einige Fackeln anzünden, für den Fall ich ihrer bedürfte. Sorgt, daß dies geschieht — und dann geht zur Comtesse!“

Der Diener entfernte sich.

Nach kurzer Zeit wurden die hohen Flügelthüren

des Gemaches, in welchem der edle Graf sich befand, von dem Diener aufgerissen, und eine junge Dame trat eilig herein. Ein Gewand von schwerem, rauschendem Atlas floß in reichen Falten um die hohe, königliche Gestalt, echte Spigen und Juwelen schmückten sie, und unwillkürlich suchte das Auge nach einer Krone, die als Zier dieser schönen Stirn so ganz an ihrem Plage gewesen wäre. Doch das edle Haupt war alles künstlichen Schmuckes baar, es begnügte sich mit dem, welchen die Fülle des weichen, nachtschwarzen Haares ihm verlieh. Wenn ein Myrtenkranz sich darum geschlungen, so hätte man glauben können, das junge Mädchen solle von ihrem Onkel zum Traualtare geführt werden, doch dieses symbolische Zeichen fehlte zum Glück. Ja, zum Glück, denn die Züge des schönen, marmorbleichen Antlitzes trugen nicht den Ausdruck, welchen man bei einer Braut, die den heiligen Ehebund eingehen will, meistens findet und nie vermissen sollte. Nichts von Freude und Seligkeit lag in diesem Gesicht, vielmehr sprachen Stolz und Trotz aus den dunklen Augen, während ein leises, fast spöttisches Lächeln die Lippen kräuselte, als die junge Dame in einem der hohen Spiegel nicht nur ihre geschmückte Gestalt, sondern auch die des alten Herrn sah, der in voller Generalsuniform, die Brust mit Orden und Sternen bedeckt, seitwärts von ihr stand. Das feine, spöttische Lächeln sagte deutlich:

„Welche unnütze Spielerei, welcher Mummenschanz ist doch das Ganze!“ Ja, ein noch bitterer Ausdruck, der das Gesicht übersflog, schien zu sprechen: „Sich schmücken zu müssen, während das Herz vor Aufregung und Schmerz zuckt, wie grausam!“

Die Augen des alten Grafen hingen wie geblendet an der herrlichen Gestalt der Nichte, die auf sein Geheiß volle Toilette gemacht und den ganzen Schmuck der Familiendiamanten angelegt hatte.

„Ich bin mit Dir zufrieden, ma nièce, nie früher habe ich Dich so im vollen Glanze Deiner Schönheit gesehen, Du machst Deinen Ahnen alle Ehre — in dieser Hinsicht.“

Die Angeredete warf den Kopf mit einer fast unmerklichen Geberde hinten über, und eine glühende Röthe, aber nicht die geschmeichelter Eitelkeit übersflog das Gesicht, doch erwiderte sie nichts.

„Bist Du bereit, mich nach dem Ahnensaal zu begleiten, Isabelle?“

„Ich handle ja schon seit einigen Stunden nach Deinen Befehlen, so will ich auch diesem mich nicht entziehen.“

O, welche reiche, klangvolle Stimme, wie edel und doch wie lieblich die Sprache; hatte die Natur auf dieses Mädchen denn Alles gehäuft, was schön und begehrenswerth war!

Der alte Graf schellte und sobald einige Diener erschienen, ihnen die schweren silbernen Leuchter mit den brennenden Kerzen voranzutragen, reichte er seiner Nichte mit steifer Förmlichkeit den Arm, und schritt mit ihr dahin durch eine lange Reihe von Gemächern, bis sie am Ende derselben in den Ahnensaal traten. Obgleich Hunderte von Wachskerzen in diesem Raume brannten, so konnte man trotzdem nicht sagen, daß er in allen Theilen gleich voll erleuchtet gewesen wäre, dazu war er zu groß und hoch; hier und dort lauerten noch düstere Schatten, wodurch jedoch der ganze Eindruck nur feierlicher wurde.

„Soll ich noch Fackeln bringen lassen, oder kannst Du die Bilder genau sehen, Isabelle?“

„Vollkommen, ich finde es hinreichend hell.“

Der Graf winkte den Dienern sich zu entfernen, die hohen Flügelthüren schlossen sich und Oheim und Nichte waren allein.

Die Augen des Greises richteten sich auf seine junge Begleiterin, er hoffte in ihrem Antlitz etwas zu finden, das von dem Eindruck Kunde gäbe, den der Ahnensaal mit seiner Fülle von Gemälden auf sie mache; doch in dieser Hoffnung sah er sich getäuscht. Mit einem Ausdruck von Gleichgiltigkeit, der in diesen jungen schönen Gesichtszügen fast schmerzlich berührte, blickte Isabelle achtlos umher oder auf den Boden nieder.

Ein Seufzer, so tief und schmerzlich, daß er fast wie ein Aechzen klang, entfuhr der Brust des alten Mannes. Jetzt kam Leben in die erst so kalte Gestalt des Mädchens; reiches warmes Herzensleben durchglühte jeden einzelnen Zug des Gesichtes, leuchtete aus den tiefen, dunklen Augen, aber die Lippen blieben noch geschlossen.

„Umweht es Dich nicht wie die Schatten einer großen Vergangenheit, erstieht diese verschwundene ruhmreiche Zeit nicht gleichsam wieder lebendig vor Dir, wirst Du nicht von heiligen Schauern erfüllt, inmitten Deiner eben so edlen als hochberühmten Ahnen? Schlägt Dein Herz nicht bang und bekommen, fühlst Du Dich nicht unwürdig solcher Vorfahren mit dem thörichtesten Vorsatz, der in Deiner Brust gekieimt ist?“

„Nein, mein Oheim.“

Der warme Gefühlsausdruck, der vorhin auf Isa-

bellens Antlitz erblüht war, verschwand bei dieser Anrede des Onkels, Trotz und Stolz, fast hochmüthige Sicherheit legten sich wieder darauf.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

(Eine Geschichte aus Holstein, aber keine Kriegsgeschichte.)
In einer der kleineren holsteinischen Städte gab es vor einiger Zeit, lange ehe die Kriegsdonner dort hausten, einen „Griper“ (Polizeidiener oder Marktvogt), der besonders wachsam war und dessen Hauptfunction darin bestand, auf dem Wochenmarke den Verkauf an Auswärtige bis zum Schläge eifß Uhr Vormittags zu verhindern und nöthigenfalls die etwaigen Contraventionen der gerechten Strafe entgegenzuführen. Eines schönen Sommermorgens hatte die Kirchenguhr bereits zehn geschlagen. Der Griper stand schon stundenlang lauernd im Schatten einer Straßensinde und schwärmte vergebens von seiner Viereschillingsgebüß; Alles ging seinen schönen gesetzlichen Gang, der Markt wimmelte von Käufern; aber es waren lauter Gevatter und Gevatterinnen der guten Stadt; kein Fremder wollte sich zeigen und die Zeit für Contraventionen und Viereschillingsgebüß begann allmählig zu verstreichen. Der Amtseifer des Gripers erreichte dadurch eine wahrhaft ingrimmige Höhe.

Da endlich erscheint eine stattliche, wohlbeleibte Frau an den Körben der Bauerweiber; es war die leider auch dem Griper nur zu wohlbekannte Rathsverwandtin aus einer Nachbarstadt. Ob unkundig des Gesetzes, ob in geschwinderer Absicht, bleibt dahingestellt; unbestritten aber ist, daß sie, noch ehe die alte Glocke einmal daran dachte eifß zu schlagen, mit einem der Bauerweiber einen Handel über fünfzehn wohlgenährte Küchlein abschloß, und dieser bereits den Auftrag erteilt hatte, den Korb in ihr Logis zu tragen, als der Griper aus seinem Versteck hervorschoß und den verbrecherischen Hühnerkorb sammt seiner unglücklichen Käuferin nöthigte, sich dem Angesicht des gestrengen Herrn Bürgermeisters vorzustellen. Die Frau Rathsverwandtin, welche wohl einsah, daß sie nicht ganz ohne blaues Auge davonkommen würde, erlaubte sich, den Herrn Bürgermeister kurzweg nach der Größe der verwirkten Strafe zu fragen, damit sie nach Erlegung derselben alsbald mit den erstandenen Küchlein den Rückweg in ihre Heimath antreten könne. Allein der wohlbedächtige Herr konnte sich so überaus schnell in diesen verwickelten Verhältnissen nicht zurecht finden.

„Dat is so Gott en krit'schen Fall, lütje Fru,“ sagte er endlich und kratzte sich hinter den ehrwürdigen Ohren, „id will mi darob besinnen, kumm se lewers mal wedder.“

Die Frau Rathsverwandtin erwiderte ehrerbietigst, daß sie noch einige Gänge in der Stadt zu machen habe und nach einer Stunde so frei sein wolle, wieder vorzuhören. Das corpus delicti blieb indessen unter den Augen des Regierenden.

Die Stunde war verflossen und die Frau war wiedergelehrt, der Bürgermeister war aber noch nicht zum Entschluß gekommen. „Ja, lütje Frau, dat is so Gott en kritt'scher Fall; ick bin noch nich recht mit mi enig; se dä mi eegentlichen Gefallen, wenn seüm en hale Stuen noch mal wedder keem! Denn dat is wirklich en kritt'scher Fall!“ Die Frau Rathswandtin protestirte aus Leibeskräften, jedoch vergebens; sie mußte noch einmal unverrichteter Sache fortgehen. Endlich war auch diese Frist um und als sie wieder vor ihrem Richter erschien, ließ sich auf dem sorgenvollen Gesicht des Gestrungen ein heiteres Lächeln nicht verkennen. Er war zum Entschluß gelangt.

„Ja, lütje Frau,“ sagte er, „as ick är segt her, dat is so Gott en kritt'scher Fall, aver ick her mi daröver bedacht. Ich hev mi veer (vier) von de besten utsöcht. Damit is de Saal asmaakt; aver do se't um Gott'swillen nich wedder!“ F.

(Der Dumme hat's Glück!) Bei einer Revision der deutschen Sprichwörter, von denen so manches schon lange nicht mehr zutrifft, mußte das oben citirte zuerst hinausgeworfen werden, da es der Geldaristokratie gar zu nahe tritt. Indessen wurzelt es so tief in der öffentlichen Meinung, daß man es schwerlich mit Erfolg verbannen wird. Dasselbe Sprichwort hat diefer Tage Jemanden in keine geringe Verlegenheit gebracht. Auf einem Comptoir in Wien war einige Tage nach dem ersten April unter den jungen Leuten die Rede von den verschiedenen bedeutenden Treffern, die der Waisenknabe bei der Ziehung der Kreditloose aus der Urne gebracht. Leute, die in Geld arbeiten, reden auch gern von Leuten, die Treffer machen. Die Haupttreffer-Frage war bald erledigt, weil gar keine Erklärung über dieselbe bekannt wurde. Man hatte Rothschild, die Kreditanstalt, Sina und Andere in Verdacht, die es nicht nöthig haben. Der Glückliche, welcher die 40,000 Gulden erhalten, war bereits im Umlaufe, man that viel malitiose Bemerkungen an sein Schicksal und wünschte ihm, nachdem man kein gutes Haar an ihm gelassen, schließlich Glück. Der Herr oder vielmehr Prinzipal (auch „der Alte“ genannt) der Schaaren, die da mit Frau Fortuna rechteten um ihre Gunst, betheiligte sich auch lebhaft an den Debatten.

„Und wer hat wohl den dritten Treffer der Kreditloose gemacht?“ frug einer der strengen Beurtheiler des Reichthums. „Wer weiß, welcher dumme Kerl die 20,000 Gulden gewonnen hat!“ sagte einer der jüngeren Comptoiristen und seufzte tief auf, gewiß über die Fülle von scharfem Verstand und Klugheit, die ihn verhinderten glücklich zu sein.

Das Gespräch endete hiermit plötzlich etwas gewaltsam, denn der Prinzipal hatte das Comptoir verlassen, nicht ohne eine gewisse Gereiztheit mittelst Zuwerfens der Comptoirthür den dort Gebliebenen anzudeuten.

Wohl stieg eine leise Ahnung in den Köpfen der Comptoiristen auf: ein naher Verwandter des Prinzipals hatte vor einigen Jahren ein derartiges Dummheitszeugniß im Betrage von 40,000 Gulden von Frau Fortuna ausgestellt erhalten und diese wie an jenes Ereigniß leise anklingende Meinung des Comptoiristen schien die Stimmung des „Alten“ so verdüstert zu haben.

Aber am anderen Tage kam noch eine ganz andere Aufklärung. Der junge Mann fand folgendes Briefchen auf seinem Pult: „Sie wollten wissen, welcher dumme Kerl den Treffer von 20,000 Gulden in der Kreditziehung gewonnen hat? Ich, Entschuldigen Sie meine Dummheit.“ Folgte die Unterschrift des Prinzipals.

Dem jungen Buchhalter fuhr der Schrecken in alle Glieder. Sobald er sich wieder erholte, sah er ein, daß er da etwas gut zu machen habe. Er schrieb hierauf ein Billet an seinen geträuteten Prinzipal, welches folgendes denkwürdige Bekenntniß enthielt:

„Wenn's mit rechten Dingen zuginge und streng nach dem Sprichwort, so hätte ich Ihren Treffer machen müssen. Vielleicht macht mich mein gestriger Ausspruch reif für den nächsten Haupttreffer der 1864er Loose. Entschuldigen Sie gefälligst meine Dummheit.“

Ob das eine Demüthigung oder nur eine gerechte Beurteilung seiner selbst war, was der junge Mann da schrieb? Ich weiß es nicht recht. Genug, das Bekenntniß wurde mit Lächeln hingenommen und hatte weiter keine üblen Folgen. F.

(Das Leben der Goldjäger in Sibirien.) Hiervon erhalten wir eine interessante Beschreibung durch die Memoiren des Russen Starjatin, der selbst Goldsucher gewesen, das östliche Sibirien in allen Richtungen durchstreift, die weiten Räume der Taiga des Gouvernements Jenissei besucht hat und vollständig bekannt ist mit dem dortigen Leben, welches halb und halb den Märchen aus Tausend und einer Nacht gleicht. Er schildert die „Zaten der Taiga“, die Besizer der Goldwäschen, in ihren Palästen bei inkullischen Mahlen und schwelgerischen Festen, und weiterhin erblicken wir diese Sybariten-Millionäre in die unermüdlichsten Arbeiter verwandelt, von ihren Agenten, Priskaschiks und Tausenden von Werkleuten umgeben, sich in die unzugänglichsten Berge und Wälder verliehend, wo nie eine menschliche Stimme ertönte und wo diese Mächtigen der Erde den Torf auswählten und sich zuweilen bis zum Gürtel im Wasser, im Schnee oder bei 25 Grad Kälte in die Gruben versenkten. Da ertragen diese Krösusse unsägliche Leiden und Entbehrungen, Hunger, Durst und Kälte; sie, die einige Wochen vorher sich an Trüffel und Champagner defectirten, stillen jetzt ihren Hunger mit einer Suppe aus alten Stiefeln oder gar dem Fleisch eines gestorbenen Gefährten. Dann sehen wir von Neuem jene Taigakönige mit vollen Händen Gold und Haufen von Kreditheinen für die stumtesten Launen hinwerfen.

Die Häuser der Goldjäger, die an der Spitze einer Gesellschaft standen, werden in eine Art von Gasthöfen verwandelt, wo Jeder Aufnahme findet, der schmausen und spielen will. Das Kartenspiel bildet die Hauptbeschäftigung; ernste, gesetzte Leute, welche Handelsunternehmungen im Betrag von Millionen zu überwachen hatten, spielten Tag und Nacht unter nie endenden Gelagen und es wurden zuweilen auf eine Karte 45,000 Silberrubel gesetzt. Getrunken wird nur Champagner, in jedem Haus, bisweilen drei Monate hindurch für Summen von 30,000 Rubel. Das Geld scheint allen Werth verloren zu haben. Ein

Krösus schickte mehrere Tage lang jede halbe Stunde Stafetten mit leeren Couverts ab, um nur den Postmeister zu ärgern und im Schlaf zu stören. Ein Anderer ohrfeigte zum Zeitvertreib und aus Uebermuth einen Beamten, der eine angesehenere Stellung einnahm, und bezahlte ihn für jeden Streich mit einem schönen Hause. Ein Dritter ließ sich die besten Feuerspritzen vom Auslande kommen, bildete aus seinem Gesinde eine wohl-dressirte Feuerwache, und, um ihre Tüchtigkeit auf die Probe zu stellen, wartete er nicht erst eine Feuersbrunst ab, sondern kaufte ein großes Haus und zündete es an. Ein Anderer machte nach dem Frühstück, das natürlich mit einer tüchtigen Quantität Champagner gewürzt war, einen kleinen Spaziergang und stieß mit der Nase an die Mauer des Nachbarhauses. Erzürnt über solche Frechheit kaufte er das Haus und befahl, es niederzureißen, damit es sich nicht wieder unterstehe, reichen Leuten den Weg zu versperren. Ein Fünfter, der in einem anständigen Hause zur Kindtaufe eingeladen wurde, schenkte dem Neugeborenen 25,000 Silberrübel und bei einer Gesellschaft der Tochter seines Wirthes für den Vortrag eines Liedes 20,000 Rubel. Freilich gelingt die Goldindustrie nicht Allen und Viele setzen dabei ihre Millionen zu und verlieren Alles. F.

(Eine Täuschung.) Als Garibaldi zu Barignano am Golf von Spezzia als Gefangener lebte, wurde er von England aus reichlich mit allen möglichen Geschenken überschüttet. Ihm selbst nützten alle die guten Dinge nicht viel, aber seine Freunde und Mitgefangenen wußten sie trefflich zu benutzen. Sie trugen die Cambrie-Hemden und feinen Strümpfe, die seidenen Westen und bequemen Schlaf Röcke, die für Garibaldi bestimmt waren, und ließen sich alle Delikatessen trefflich munden, auch leerten sie die Flaschen aller Art mit Weinen von jeder Sorte, Arundel-Porter und einem ihnen ganz neuen Liqueur, anderwärts Punschessenz genannt, die man dem General zuschickte. An ihn kamen bloß die Nachteile seiner Berühmtheit, die schrecklichen Schaaren von Neugierigen nämlich, die sich niemals abweisen ließen. Jeder machte einen besonderen Anspruch geltend, weshalb er von Garibaldi empfangen werden mußte. Der Eine war mit seinem Sohne Menotti auf der Schule gewesen, der Andere hatte ihn in Montevideo gesehen, ein Dritter ihm einmal bei einer Eisenbahnfahrt einen Mantel geliehen, ein Vierter in New-York, als Garibaldi dort Kerzenhändler war, von ihm gekauft. Der Kranke wurde von diesen Besuchen, die nie ab-rissen, so aufgeregt, daß die Aerzte befahlen, Niemanden mehr zu ihm zu lassen. Gerade in dieser Zeit kam eine Gesellschaft Engländerinnen als Deputation eines Damenvereins, „das Ohr für den Schmerzensschrei der Völker“ genannt, die auch den General besuchten und sich durchaus nicht abweisen und gütlich zureden lassen wollten. Nachdem man den ganzen Tag mit ihnen verhandelt hatte, schickten sie um eils Uhr ein Schreiben, worin in dunklen und drohenden Worten von den Folgen gesprochen wurde, die ihre Abweisung in England haben würde. Das konnte ein bloßer Schreckschuß sein, aber wie, wenn die Damen in England eine Blotade von Barignano durchsetzten? oder wenn sie auch bloß Lärm darüber erhöhen und durch ihre

Beschwerden ihre Freunde abkühlten? Wo blieben dann die Genüsse, die den Garibaldianern bereits zur Gewohnheit geworden waren?

Um diesem Unglücke vorzubeugen, wurde beschlossen, daß die Engländerinnen einen Garibaldi zu sehen bekommen sollten, wenn auch nicht den echten. Dr. Ripari sah dem General ziemlich ähnlich und hatte namentlich denselben rothblonden Bart. Man legte ihn in einem halb dunklen Zimmer in ein Bett, dem das Ansehen eines Krankenlagers gegeben wurde, und führte die Damen herein. Die eine wurde gleich an der Schwelle ohnmächtig und mußte auf ein Ruhebett transportirt werden, die zweite sank, wie eine Madonna die Arme über der Brust faltend, zu Füßen seines Bettes nieder, die dritte warf sich auf seine Hände und bedeckte sie mit Klüssen und Thränen, die vierte, die starke Frau der Gesellschaft, zog eine Scheere hervor und schnitt dem falschen Garibaldi, der sich mit stolzer Leidensmiene und vielem Pathos alle diese Huldigungen gefallen ließ, gleich vier Locken für sich und ihre Gefährtinnen ab, die sie daheim mit großem Triumph aller Welt zeigten. Dann zogen sie allesammt wieder ab, sehr befriedigt, den Gegenstand ihrer enthusiastischen Verehrung nun mit eigenen Augen gesehen zu haben, und erstatteten weitläufig Bericht über diese Audienz an den Verein „Ohr für den Schmerzensschrei der Völker.“ F.

(Wie vorsichtig man mit Geschenken sein muß.) In der guten Stadt Paris hatte vor Kurzem ein junger sogenannter Gandin, wie die neueste Benennung für Stutzer lautet, eine Liebchaft mit irgend einer kleinen Dame von der Demimonde, vielleicht gar bloß der Viertelwelt. Er war sehr verliebt in sie oder stellte sich wenigstens so, was bei derartigen Verhältnissen ganz auf eins herauskommt, und die Schöne erwiderte seine Gefühle in ganz gleichem Maße. Der Gandin war reich oder schien es wenigstens zu sein, was in der Praxis der Gandins keinen großen Unterschied bildet.

Die kleine Dame hatte Schulden und wurde sehr von ihren Gläubigern geplagt, wie dies bei solchen Damen ziemlich üblich ist.

Als nun eines Tages die besagten Gläubiger noch un-bequemer und lästiger wurden als gewöhnlich, machte sich die Schöne auf und stattete ihrem Anbeter einen Besuch ab, um eine kleine Anleihe bei ihm zu erlangen. Da sie unangemeldet bei ihm eintrat, fand sie ihn grade damit beschäftigt, einen Brief zu eröffnen, dessen fünf Siegel ihrem geübten Auge deutlich den erwünschten Inhalt des Schreibens enthüllten. Er enthielt auch wirklich zwei Banknoten zu fünfhundert Francs.

Da sie die Gelegenheit nicht günstiger treffen konnte, so rückte sie sofort mit ihrem Gesuch heraus und suchte dem Anbeter eine der schönen Banknoten abzuschmeicheln.

Er stellt sich anfangs völlig taub für ihre Anspielungen; — sie geht nun offen mit der Sprache heraus; — er schlägt ihre Bitte ab; — sie schmolzt; — er erklärt ihr, daß er dieser Summe selbst dringend bedürfe; — sie will nichts davon hören; — er wird ungeduldig, — sie wird böse....

Jetzt klingelt es an der Thür und die Stimme eines äußerst gestrengen Onkels läßt sich vernehmen. Der Gandin steht seine

Angebetete an, ihn von ihrer Gegenwart zu befreien, die ihn sehr compromittiren könnte.

Sie weigert sich. Die Stimme des Onkels wird immer lauter.

Der junge Mann läuft in der Angst an seinen Schreibtisch, kommt zurück und steckt seiner hartnäckigen Besucherin ein Stückchen weiches Papier in die Hand, welches allen ihren Widerstand besiegt.

Sie umarmt ihren theuren Freund und läßt sich an eine Nebenthür führen, durch die sie fortschlüpft, während der Onkel durch die Hauptthür, welche man ihm endlich geöffnet hat, herein kommt.

Die junge Dame drückt das geliebte Papierchen, welches sie mit so vieler Mühe erobert hat, fest zwischen ihren lieblichen Fingern zusammen, so fest, daß sie nach Hause kommt, ohne es nur einmal angesehen zu haben.

Endlich öffnet sie es, hochaufathmend.

O, welche Täuschung!

Anstatt eines Bankbillets hatte sie nur ein Lotterielos in den Händen.

Anstatt der gewissen fünfhundert Francs die Aussicht, möglicherweise hundertsiebzigtausend Francs gewinnen zu können, womit sich ihre Gläubiger wohl nicht begnügen würden. Noch wahrscheinlicher war es, daß sie gar nichts gewinnen würde.

Während springt sie auf, eilt fort und läuft wieder in die Wohnung des Ungeheuers, um dasselbe mit Vorwürfen zu überschütten. Aber ach, das Ungeheuer war fort, mit dem Onkel verreist, ohne zu sagen, wann es wiederkehren würde!

Ende des ersten Actes.

Zweiter Act.

Die kleine Dame, mehr als je von der Zubringlichkeit ihrer Gläubiger belästigt, steht an ihrem Fenster und denkt darüber nach, wie sie es anfangen soll, um einen Anbeter zu erobern, der wirklich reich und freigebig genug wäre, etwas für sie zu thun.

Ein Ausrufer geht vorüber und schreit: „Die vollständige Ziehungsliste der Gewinnste von der Lotterie so und so...“

Jetzt fährt ihr ein Gedanke wie ein Blitz durch den Kopf; sie läuft in ihr Zimmer, öffnet ein Kästchen von geschlitztem Eichenholz, nimmt ein ganz zerdrücktes Papierchen heraus, welches sie aufbewahrt hatte — warum? wußte sie selbst nicht; dann ruft sie die Portiersfrau, läßt sich die Gewinnliste kaufen, sieht darin nach, vergleicht, und... bemerkt, daß sie einen Gewinn von zwanzigtausend Francs gemacht hat!

Acht Tage darauf hatte sie die Summe in Händen.

Sie vergaß ihre Gläubiger zu bezahlen, aber sie konnte sich die Genugthuung nicht versagen, in mehreren Journalen ein Inserat à drei Francs die Zeile einrücken zu lassen, welches folgendermaßen lautete:

„Das große Loos von zwanzigtausend Francs der Lotterie von... wurde von Fräulein X. gewonnen.“

Am nächsten Morgen, als sie von einem Ausgang heimkehrte, fand sie die Karte ihres ungetreuen Ungeheuers.

Was that sie? Sie ging in ihr Zimmer, nahm eine Banknote zu fünfhundert Francs, steckte sie in ein Couvert nebst ihrer Visitenkarte, auf welche sie die drei geweihten Buchstaben: P. p. c. (pour prendre congé) schrieb, und schickte das Ganze so dem Gaubin, ihrem früheren Anbeter, zu.

Und was machte er wohl damit? Schickte er es ihr entrißet wieder? oder eilte er zu ihren Füßen?

Ach nein, er behielt das Geld und ließ sich nicht wieder sehen.

(Dienstboten in Paris.) In Paris findet man wohl noch gute Herrschaften, aber bei weitem schwieriger ist es, Dienstboten dort zu finden, nämlich solche, die man gebrauchen kann. Es ist heutzutage Alles zu theuer. Die Pest der Vermietungsbureaus, wie Balzac sagt, hat sehr viel verdorben.

Madame C. wünscht eine Bonne, oder vielmehr ein „Mädchen für Alles“ zu mieten. Es meldet sich ein junges, sehr nett gekleidetes, ziemlich hübsches Mädchen und fragt:

„Madame bedarf einer Bonne?“

„Ja, mein Kind. Kannst Du gut kochen? Kannst Du mir auch als Kammermädchen dienen?“

„Ja, Madame; wieviel Lohn geben Madame wohl?“

„Sechshunderts Francs.“

„Gut, das ist mir recht, es fällt wohl auch außerdem noch etwas ab. Um wieviel Uhr steht man bei Ihnen früh auf?“

„Im Winter um sieben Uhr, im Sommer um sechs Uhr.“

„Ist mein Zimmer etwa unter dem Dach?“

„Nein, das Zimmer ist bequem.“

„Liegt ein Teppich vor meinem Bett?“

„Ja, mein Kind.“

„Nicht wahr, ein Mann kommt doch stets, die Zimmer zu bohren?“

„Ja wohl.“

„Es giebt auch Jemanden, der das Wasser trägt?“

„Ohne Zweifel.“

„Habe ich alle Morgen meinen Kaffee mit Rahm?“

„Natürlich.“

„Madame bewilligt mir einen Ausgehetag in der Woche?“

„Gewiß.“

„Habe ich noch ein Mädchen zur groben Arbeit?“

„Versteht sich.“

„Nun, wann kann ich antreten?“

„Morgen, wenn Du willst.“

„Also auf Morgen, Madame.“

Das Mädchen geht, indem es sich zierlich verneigt, Madame C., der ihre Anforderungen doch etwas zu bunt waren, ruft sie zurück:

„Sag' mir doch, mein Kind, spielst Du auch Piano?“

„Nein, Madame.“

„So, dann kann ich Dich nicht gebrauchen. Adieu.“